

# ABGRENZUNG, DURCHMISCHUNG, INTEGRATION

■ Interview: Christian Urech

**Regula Hagmann arbeitet seit acht Jahren als soziokulturelle Animatorin im Jugend-Foyer, einem Freizeittreff in der Stadt Zürich vor allem auch für Migrant\*innen-jugendliche, die neu in die Schweiz gekommen sind. Sie hat erlebt, wie sich die Jugendlichen im Lauf der Jahre mit den neuen Lebensbedingungen vertraut gemacht haben und es zu einer schrittweisen Öffnung der anfangs geschlossenen Gruppen kam, aber auch, wie sehr sich diese Lebensbedingungen, die oft von Überlebensstrategien geprägt sind, auf das Freizeitverhalten auswirken.**

*pro juventute-Thema: Verbringen ausländische Jugendliche ihre Freizeit auf andere Weise als solche schweizerischer Nationalität? Warum?*

Regula Hagmann: Ausländische Jugendliche der zweiten oder dritten Generation, also solche, die hier aufgewachsen sind, verbringen ihre Freizeit nicht viel anders. Sie haben sich mit den einheimischen Jugendlichen und untereinander durchmischt – das sieht man zum Beispiel, wenn man auf Parties geht, oder auch, wenn man die multikulturellen Cliques betrachtet. Einen Unterschied gibt es bei jenen Jugend-

lichen beispielsweise aus Bosnien und Kosovo, die – gerade in den letzten sechs Jahren – neu in die Schweiz gekommen sind.

Diese Jugendlichen hatten zunächst keinen Raum, wo sie sich aufhalten konnten. Für lange Zeit war das Jugend-Foyer praktisch die einzige Möglichkeit, sich zu treffen, und entwickelte sich zu so etwas wie einem Orientierungspunkt für jene, die gerade angekommen waren. Erst im nachhinein wird mir so richtig klar, welche Bedeutung es für sie hatte, in einer fremden Stadt, in einer für sie völlig fremden Welt einen Raum zu finden, wo sie sich mit Gleichsprachigen treffen konnten. Nach ein paar Jahren, wenn ihnen die Stadt etwas vertrauter ist, brauchen sie den Halt dieser Gruppe immer weniger und eignen sich auch die

anderen, kommerziellen Freizeitmöglichkeiten an, sofern die finanziellen Mittel es ihnen erlauben.

*Das heisst, die Besucherinnen und Besucher des Jugend-Foyers sind jetzt wieder stärker durchmischt?*

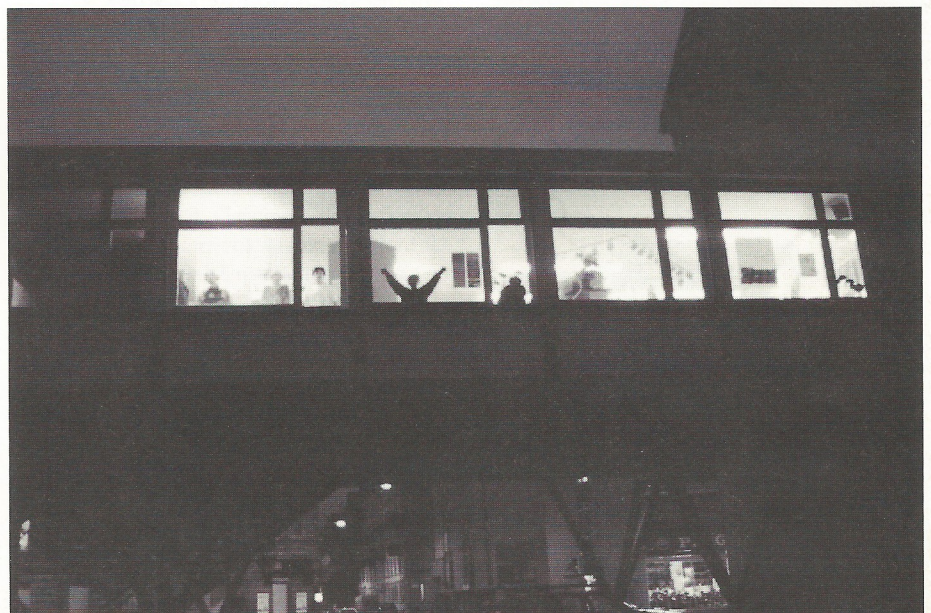
Der Ablösungsprozess ist noch nicht abgeschlossen. Diejenigen aus der Gruppe der Kosovo-Albaner und Bosnier, die noch geblieben sind, sind jetzt aber auch so weit, sich zu öffnen. Sie haben Jugendliche anderer Nationalitäten kennengelernt und merken, dass sie sich verständigen können – das hat natürlich auch damit zu tun, wie gut sie die Sprache beherrschen. Die meisten konnten am Anfang überhaupt kein Deutsch, und da war es klar, dass sie sich untereinander treffen, untereinander bewegen, um gemeinsam herauszufinden, wie man sich überhaupt in dieser Stadt, diesem Zürich, bewegt. In ihren Herkunftsländern waren sie ja in einer völlig anderen Situation.

*Sie sagten, das Freizeitverhalten dieser neuzugezogenen Jugendlichen zum Beispiel aus dem Kosovo unterscheidet sich von jenem der «alteingesessenen». Inwiefern denn?*

Erstens haben viele von ihnen wenig Geld. Ihre Familien haben Existenzprobleme. Dazu kommt, dass sie anfangs keinen Zugang zu den traditionellen Freizeitmöglichkeiten der einheimischen Jugendlichen haben, zum Beispiel zu Jugendverbänden oder Sportvereinen, und auch nicht die finanziellen Mittel, ein teures Hobby wie Skifahren oder Snöben zu pflegen. In ihrer Heimat spielten sie einfach untereinander Fussball.

*Was machen sie denn, wenn sie im Jugend-Foyer sind, wie verbringen sie die Freizeit?*

Das Jugend-Foyer: Auch abends ein beliebter Treffpunkt.





Unsere Arbeit begannen wir mit dem, was man «sinnvolle Freizeitgestaltung» nennt, über Ausflüge, Diskussionsabende, Ostereieranmalen bis hin zum Organisieren von Lagern.

Wir merkten aber bald einmal, dass in dieser Situation Freizeitgestaltung im eigentlichen Sinn nicht möglich ist, weil die Jugendlichen zu sehr mit ihren Alltagsproblemen beschäftigt sind. In dieser Situation muss die Animation anderswo ansetzen, nämlich bei der Auseinandersetzung mit der alltäglichen Lebenswelt und indem man ihnen hilft, sich in dieser Lebenswelt zurechtzufinden und zu Handlungsspielräumen zu kommen.

Deshalb konzentrierten wir uns darauf, ihnen bei der Integration zu helfen. Das heisst, dass wir sie beim Deutschlernen unterstützten oder ihnen zum Beispiel zeigten, wie man das Formular für die Mofaprüfung ausfüllt.

Daneben kam es immer wieder zu Diskussionen über Sexualität, Aids, Beziehungsformen und darüber, wie wir hier zusammenleben. Man muss sich vorstellen, dass diese Jugendlichen in zum Teil noch sehr patriarchalen Strukturen aufgewachsen sind. Ihre ersten Fragen waren deshalb: Wie funktioniert diese Gesellschaft, die uns so fremd ist, eigentlich? Welche Werte und

Hinter dem Jugend-Foyer steht ein privater Trägerverein, der schon seit dreissig Jahren existiert und dem u.a. die Kirche und Gewerbler aus dem Quartier angehörten. Damals hiess es noch Zürcher Lehrlingsfoyer und wurde von Jugendlichen, die aktiv dafür gekämpft hatten, zusammen mit einer Praktikantin oder einem Praktikanten der Sozialarbeiterschule selbstverwaltet. Später wechselte das Publikum, die politisch aktiven Jugendlichen blieben weg und machten Jugendlichen mit Drogen- oder Heimerfahrungen oder anderen Problemen Platz. Der Trägerverein beschloss dann, jemanden fest einzustellen, was durch einen Beitrag aus dem Lotteriefonds möglich wurde. Seit den achtziger Jahren wird das Jugend-Foyer durch die Stadt subventioniert. Anfangs der neunziger Jahre wurde das Jugend-Foyer zum eigentlichen Kosovo-Albaner-Treff. Heute ist es wieder stärker «multikulturell durchmischt».

*Kontaktadresse: Jugend-Foyer, Zweierstr. 61, 8004 Zürich, Tel. 01/242 88 15.*



**Orientierung und Halt finden neuimmigrierte Jugendliche zunächst in der Gruppe der Gleichsprachigen.**

Normen gelten hier, wie unterscheiden sie sich von den unseren?

### **Kontakte und Auseinandersetzungen**

*Gehörten Jungen und Mädchen zu der Gruppe?*

Aus Kosovo kamen lange Zeit nur Jungen. Gleichzeitig verkehrte damals eine Clique von Schweizer Mädchen im Jugend-Foyer. Später kamen auch ausländische Mädchen dazu, aus der Türkei und Ex-Jugoslawien.

*Und diese Gruppen hatten untereinander Kontakt?*

Ja. Da spielte natürlich die Gegensechlechtlichkeit eine Rolle. Der Kontakt funktionierte – trotz sehr vieler Spannungen – gut. Es tauchten zum Beispiel Machtprobleme auf. Einerseits waren die Schweizer Mädchen dadurch privilegiert, dass sie Einheimische waren, andererseits die ausländischen Jugendlichen dadurch, dass sie Männer waren. Beide Gruppen waren auf einer Ebene unterdrückt, und die Machtspiele liefen gleichsam übers Kreuz. Das konnte zu heftigen Szenen führen, war aber auch spannend, weil es wirklich zu einer Auseinandersetzung kam. Der gegenseitige Kontakt hat sich mit der zunehmenden sprachlichen Kompetenz der ausländischen Jugendlichen entwickelt, war aber auch eine starke Motivation für sie, überhaupt deutsch zu lernen.

*Durch diese Auseinandersetzung fand tatsächlich Integrationsarbeit im Freizeitbereich statt...*

Ja. Wir organisierten manchmal Weekends oder Lager, die ebenfalls immer durchmischt waren: Schweizer Mädchen und türkische und albanische Jungen.

Wir mussten immer relativ wachsam sein, weil zwischen verschiedenen Kulturgruppen ausgetauschte Signale oft falsch verstanden werden. Meistens lief es gut, und viele Teilnehmende wurden Kolleginnen und Freunde. Es konnte aber auch zu Ereignissen und Missverständnissen kommen, die bestehende Vorurteile eher bestärkten als aufweichten. Ich erinnere mich an ein Mädchen, das offenbar mit einem Jungen ein Erlebnis hatte, das in diese Richtung ging. Obwohl wir versuchten, das Vorgefallene aufzuarbeiten und herauszufinden, wo sie sich gegenseitig verletzt hatten, war eine Auflösung des Konflikts fast nicht möglich.

*Da stösst man dann an die Grenzen der Integrationsarbeit.*

Ja. Wobei ihr etwas ähnliches auch mit einem Schweizer Mann hätte passieren können. Aber es ist dann eben verlockend, aus der Enttäuschung und der Wut heraus zu pauschalisieren und zu sagen: Die Ausländer-Machos sind halt so.

Dazu kam, dass die jungen Schweizerinnen von sich das Gefühl hatten, sehr emanzipiert und liberal zu sein. Aus diesem Selbstverständnis heraus neigten sie dann manchmal zur Unvorsicht und vergassen die Situation des Gegenübers, das vielleicht die schweizerischen Gepflogenheiten im Umgang der Geschlechter noch nicht ganz verstanden hatte.

Die türkischen Mädchen und jene aus Ex-Jugoslawien im Jugend-Foyer müssen zu Hause lügen, wenn sie zu uns kommen. Viele ausländische Mädchen befinden sich aufgrund ihrer Geschlechtsrolle in einem noch viel grösseren Spannungsfeld als die Jungen. Sie möchten einerseits auch ihre Erfahrungen machen, stehen aber andererseits noch immer unter dem Einfluss der starken Werte und Normen ihrer Heimatkul-





**Viele ausländische Mädchen befinden sich aufgrund ihrer Geschlechtsrolle in einer doppelt schwierigen Situation.**

tur, die zum Beispiel von ihnen verlangt, vor der Ehe «Jungfrau» zu bleiben. Wenn sie untereinander Streit bekommen, fallen manchmal Ausdrücke wie «Schlampe» und «Hure», und die Auseinandersetzungen können sehr heftig sein.

*Wieviele Jugendliche sind denn jeweils pro Tag im Foyer?*

Das war über die Jahre hinweg unterschiedlich, aber im Durchschnitt etwa 30-40 Jugendliche pro Tag und jeweils etwa achtzig, die regelmässig gekommen sind. In der Zeit, als wir gewissermassen zum Kosovo-Albaner-Treff wurden, waren es schliesslich Hunderte von Jugendlichen, die einmal bei uns gewesen sind.

Durch den Ablösungsprozess, von dem ich sprach, haben wir jetzt eine relativ ruhige Zeit, und wir forcieren diesen Prozess natürlich auch mit dem Ziel, das Foyer wieder in eine multikulturelle Richtung umzustrukturieren. Früher hätten wir das unmöglich steuern können. Wenn 25 Jugendliche im Treff sind, macht es keinen Sinn zu versuchen, andere Jugendliche hineinzuholen. Die Zusammensetzung reguliert sich natürlich auch selbst, erstens von der Grösse der Räumlichkeiten her – man geht ja nicht in einen Jugendtreff, um wie ein Batteriehuhn herumzusitzen – und zweitens durch die gegenseitige Abgrenzung; man weiss, dort sind die Albaner und dort die Hip-hoper...

*Es entsteht dann gewissermassen eine «geschlossene Gesellschaft»...*

Das kennen wir Schweizerinnen und Schweizer ja auch. Wir haben Tausende von Vereinen, die so funktionieren. Ich persönlich suche mir in der Freizeit auch mein Umfeld. Wenn ich weiss, dass in einer Kneipe die Sportfans sitzen, suche ich mir ein anderes Lokal – falls mich Sport nicht interessiert.

## Nationalitäten – Jugendszenen

*Im Gegensatz etwa zum Berufsleben kann man sich die Leute, mit denen man zusammen sein will, in der Freizeit auswählen. Das scheint mir auch das Kernproblem der Forderung zu sein, im Freizeitbereich müsse eine multikulturelle Durchmischung stattfinden – weil man sie eben nicht verordnen kann. Ein Papier der Eidgenössischen Ausländerkommission spricht von «Isolationsgefahr und Schwellenangst», die den Freizeitbereich von ausländischen Jugendlichen weitgehend prägen würden. Im Jugend-Foyer findet offenbar beides statt, die Abgrenzung und die Begegnung.*

Ja. Dass Abgrenzungen stattfinden, finde ich normal, wenn die Jugendlichen erst kurze Zeit in der Schweiz sind. Jetzt, nach ein paar Jahren, spalten sich die Gruppen von selbst auf. Die Tatsache, dass man dieselbe Sprache spricht oder aus dem gleichen Dorf kommt, genügt als Gemeinsamkeit nicht mehr. Die Jugendlichen durchlaufen einen Prozess, und es braucht eine gewisse Zeit, bis man sich ein bisschen auskennt, damit man sich ablösen und eigene Wege suchen kann.

Wir unterstützen diesen Prozess, indem wir den Treff neuerdings auch anderweitig vermieten, wenn zum Beispiel ein italienischer Jugendlicher seine Geburtstagsparty feiern will.

Wie sich die Durchmischung entwickelt, kann an einem Donnerstagabend vor dem Globus an der Bahnhofstrasse in Zürich gut beobachtet werden. Hunderte von Jugendlichen aus allen Nationen sind dann jeweils dort anzutreffen. Sie arrangieren sie sich untereinander, aber es kommt auch immer wieder zu Spannungen.

Diese laufen allerdings weniger über Nationalitäten als über die Gruppierungen, die verschiedenen Jugendszenen. Da trifft dann die Gruppierung der Kosovo-Albaner auf die multikulturelle Gruppe der Hip-hoper oder Skater, zu denen unter Umständen aber auch Albaner gehören. Die Abgrenzungen laufen also vor allem über die Jugendszenen, und diese sind nur zum Teil mit Nationalitäten verbunden.

In unserer pluralistischen Gesellschaft, in der im Prinzip alles möglich ist – von der Techno- und der Hip hop-Szene über die rechts- und linksextreme Szene bis zur christlichen Szene – bewegen sich die verschiedensten Gruppierungen durcheinander, reiben sich aneinander, treffen sich in einzelnen Punkten, und an anderen Themen entzünden sich Spannungen.

Interessant ist, dass die Gruppen neuerdings anfangen, die Stadt unter sich aufzuteilen und in «ihrem» Territorium eigene Regeln und Strukturen aufzustellen.

*Das erinnert ein bisschen an die Verhältnisse in den USA...*

Ja, aber solche Abgrenzungen gab es schon immer. Ich bin auf dem Land aufgewachsen, und wenn die Jugendlichen aus dem Nachbardorf in unsere Badi kamen, dachten wir auch, was die denn hier zu suchen hätten, und wenn wir auf ihre Eisbahn gingen, wurden wir argwöhnisch und fast feindlich beobachtet. Was geändert hat, ist das Ausmass dieser Abgrenzungen.

*Wenn sich der ganze gesellschaftliche Nährboden brutalisiert, dann brutalisieren sich auch die Auseinandersetzungen unter solchen Jugendgruppen?*

Das könnte man annehmen. Ich bin allerdings immer wieder erstaunt, wie wenig im Grunde genommen passiert. Es wird auch vieles hochgespielt.

## Ausgrenzungen

*Zurück zu den Gründen der Absonderung, vor allem am Anfang aus sprachlichen Gründen und weil man den Halt der Gruppe braucht...*

Es läuft natürlich vieles über die Sprache. Die ausländischen Jugendlichen kommen in ein Schulsystem, das anders funktioniert, als sie es aus ihren Herkunftsländern kennen. Bis sie die Sprache ein wenig können, verstehen sie wenig bis gar nichts, fühlen sich dumm und haben das Gefühl, dass sie nichts können. Dann lacht sie vielleicht noch ein Kollege aus, weil sie eine Frage nicht verstanden und darum eine falsche Antwort gegeben haben. Das schweisst natürlich wieder mit den Angehörigen der eigenen Nationalität zusammen.

Sie bemerken auch die Fremdenfeindlichkeit, den Rasismus – gerade die Ex-Jugoslawen sowie auch farbige Jugendliche. Es entsteht in ihnen das Gefühl: wir sind hier ja gar nicht erwünscht.



Kommt dazu, dass sie glaubten, der Vater, der vielleicht schon seit zehn Jahre in der Schweiz gearbeitet und immer die grossen Geschenke nach Hause gebracht hat, sei reich – und dann merken sie plötzlich, dass der Vater ganz zuunterst steht, auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie. Also stehen sie selbst auch da unten. Das muss zuerst alles einmal verarbeitet werden.

Sehr viele haben am Anfang einen absoluten Kulturschock. Sie können mit den Freiheiten, mit denen sie bei uns konfrontiert werden, nicht umgehen. Sie kommen aus einer Gesellschaft, in der die Gemeinschaft ein grosses Gewicht hat, sehr viel soziale Kontrolle übernimmt und immer noch klare Werte und Normen gelten. Plötzlich befinden sie sich in einer Stadt, in der eine riesige Anonymität herrscht und niemand sich um einen kümmert.

Es ist schwierig, mit dieser Freiheit umzugehen, eine neue Stadt zu entdecken und dabei nicht recht zu wissen, wie man sich in dieser Stadt benimmt, bewegt, was erlaubt ist und was nicht. Da sollte man sich nicht allzusehr wundern, wenn eine gewisse Anzahl dieser Jugendlichen am Anfang in eine Delinquenz gerät. Dazu kommt, dass bei uns die Konsumpalette riesig ist. Sie sehen, was es alles an Freizeitmöglichkeiten gibt, an materiellen Gütern, aus finanziellen Gründen sind ihnen aber viele dieser «Paradiese» verschlossen.

*Damit können auch viele Schweizer nicht umgehen, denke ich...*

Ja. Aber für Jugendliche zum Beispiel aus dem Kosovo ist die Aufgabe noch schwieriger. Es ist mir aufgefallen, dass bei ihnen das Auto einen sehr hohen Status hat. Dadurch, dass sie merken, sie werden in diese Gesellschaft nicht aufgenommen, sie gehören nicht dazu, sondern werden eher ablehnend behandelt, wählen sie sich Statussymbole aus, um doch noch irgendwie «dabeizusein»: Seht her, ich habe auch einen BMW, ich habe auch Levis-Jeans und Adidas Schuhe, wieso respektiert ihr mich nicht?

**«Viele Jugendliche haben jedes Interesse am Staat verloren. Sie mischeln sich irgendwie durch, entwickeln eigene Strukturen und eigene Werte und Normen, leben in einer eigenen Welt.»**

Zudem bestimmt die Tatsache, dass sie nicht in den Arbeitsmarkt, nicht in den Lehrstellenmarkt hineinkommen, zunehmend ihre Situation. Im Prinzip haben sie gar keine richtige Freizeit. Sie stehen permanent unter dem Druck, irgendwo Arbeit oder eine Lehrstelle zu suchen und überhaupt zu begreifen, was los ist. Deshalb ist eine unserer Hauptaufgaben heute die Unterstützung bei der Lehrstellen- und Arbeitssuche. Und es ist wirklich häufig so: wenn sie sich am Telefon bewerben und bekanntgeben, dass sie aus dem Kosovo oder Ex-Jugoslawien stammen, ist das Gespräch sehr schnell beendet. Sie können sich nicht einmal persönlich vorstellen.

### **Eine Frage der Existenzberechtigung?**

*Was kann da getan werden?*

Es müssten Qualifikationsmöglichkeiten zum Beispiel im handwerklichen Bereich geschaffen werden, die praxisnah auf die sprachlichen Voraussetzungen dieser Jugendlichen abgestimmt sind. Die sprachliche Kompetenz kann begleitend zur Ausbildung nach und nach verbessert und die theoretischen Qualifikationen können später nachgeholt werden. Wichtig ist primär einmal, dass sich die Jugendlichen irgendeine Fertigkeit aneignen können. Das stärkt ihr Selbstwertgefühl und trägt dazu bei, dass sie sich in einer Zeit, in der es nicht mehr Arbeit für alle gibt, dennoch durchs Leben schlagen können, wie es heute zum Teil in Italien, etwa in Neapel, schon der Fall ist, wo Arbeitslose über ihre Fertigkeiten eine Art «Tauschhandel» betreiben und etwa der eine dem anderen das Haus malt und dafür als Gegenleistung das Auto repariert bekommt.

*Welche Massnahmen im Freizeitbereich können mithelfen, Fremdenangst, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus bei der einheimischen Bevölkerung abzubauen?*

Im Freizeitbereich ist es schwierig, weil die Jugendlichen die «versteckte» Pädagogik sofort durchschauen und sich ihr entziehen. Entscheidender ist das interkulturelle Lernen in den Schulen. Und man muss sich auch fragen, wie denn die Lebenswirklichkeit für Jugendliche in dieser schwierigen Zeit überhaupt aussieht. Es gibt riesige Unterschiede, die zum grössten Teil damit zusammenhängen, wo man geboren ist und wieviel Geld man hat. Die sozialen Disparitäten werden immer grösser. Die durch das Wirtschaftssystem verursachten Probleme wie Arbeitslosigkeit, Ausbeutung und wachsender Druck auf jene, die Arbeit haben, wirken sich aber auf alle Jugendlichen aus. Die Tendenz, in der Freizeit nur noch abschalten und von nichts mehr hören zu wollen, kann man bei allen Jugendlichen beobachten. Ich höre immer wieder von Jugendlichen – ich kenne ja auch viele Schweizer Jugendliche –, dass man sie doch einfach in Ruhe lassen soll.

*Es geht uns ja manchmal auch so.*

Natürlich. Und dann soll die Frage erlaubt sein, ob ein System nicht geändert werden müsste, das Jugendliche lediglich als Objekt betrachtet, ein Wirtschaftssystem, das gezielt die Werbung darauf ausrichtet, die Jugendlichen zu packen, weil man heute genau weiss, dass sie erstens konsumfreudig sind und zweitens in der Familie zum grossen Teil darüber bestimmen, was überhaupt gekauft wird. In dieses Kapitel gehört auch der ganze Jugendkult und die totale Verkommerzialisierung der Jugendtrends. So langsam beginnt uns überdies zu dämmern, welche fatalen Konsequenzen hat, was grossartig als Globalisierung und Neoliberalismus daherkommt. Für diejenigen, die von diesen Folgen betroffen sind, ist die Freizeit kein Thema mehr. Überlebensstrategien stehen im Vordergrund, die Freizeit ist sekundär.

Andere Jugendliche versuchen sich dem enormen Druck der Arbeitswelt anzupassen – das gelingt vielen nicht, immerhin 23% brechen die Lehre ab. Und in der Freizeit wollen sie nur noch ausflippen und alles vergessen. Da hört man dann Aussagen wie: «Jetzt gehe ich an meine Technoparty, diese Welt interessiert mich einen Scheissdreck, und wenn sie untergeht – dann bitte, wenn ich am Tanzen bin.» Viele Jugendliche haben jedes Interesse am Staat verloren. Sie mischeln sich irgendwie durch, sind zum Teil noch in der Arbeitslosenversicherung, zum Teil schon beim Fürsorgeamt, leben mit dem Existenzminimum. Sie entwickeln eigene Strukturen und eigene Werte und Normen, leben in einer eigenen Welt.

Die Bedürfnisse von Jugendlichen sind immer noch dieselben. Sie wollen ernstgenommen werden, sie wollen Freiräume haben, in denen sie experimentieren können, und sie wollen, dass man ihnen hilft, wenn sie nicht weiterkommen. Das ist wirklich nichts neues. Aber wie können diese Bedürfnisse heute erfüllt werden vor einem Hintergrund, der geprägt ist von Entsolidarisierung und wachsender Chancenungleichheit?

Eine Jugendliche zeigte mir kürzlich einen Aufsatz, in dem sich ihr ganzer Frust darüber, dass sie keine Lehrstelle findet, entlädt. Der Aufsatz hat mich stark beeindruckt. Sie gilt aber als schwach – das ist ja auch so eine Tendenz, dass man bei allen, die keine Lehrstelle finden, behauptet, die seien schulschwach. Die, die aus dem Arbeitsprozess fallen, sind schwach. Sie schrieb: Ist es eigentlich den Wirtschaftsführern egal, wo wir Jugendlichen landen? Oder wollen sie, dass wir auf der Strasse herumhängen? Und dann gross der Satz: WOHIN MIT UNS JUGENDLICHEN? Es ist tatsächlich eine Frage der Existenzberechtigung, wenn Jugendliche sich fragen müssen: Wo führt mein Leben hin, wo gibt es überhaupt noch einen Platz für mich? Von Integration kann dann wirklich keine Rede sein.



# WELCHEN BEITRAG LEISTET DIE SCHULE FÜR DIE INTEGRATION?

■ Interview: Christian Urech

**Markus Truniger war während neun Jahren Real- und Ober- schullehrer im Stadtzürcher Kreis 5, einem «multikulturellen» Quartier. Als «Mann aus der Praxis» wurde er in die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich geholt, wo er nun seit zehn Jahren im Sektor Interkulturelle Pädagogik tätig ist und sowohl Konzept- als auch Beratungsarbeit für LehrerInnen und Schulbehörden leistet. Ausserdem ist er als Vater von drei Kindern in der Stadt Zürich auch aus Elternsicht mit der multikulturellen Schule konfrontiert.**

## Schulerfolg der Migrantenkinder

*pro juventute-Thema: Welche Faktoren sind dafür verantwortlich, dass Kinder und Jugendliche ausländischer Nationalität in den anforderungstieferen Schultypen über- und in den anforderungshöheren untervertreten sind?*

Markus Truniger: Beunruhigend ist, dass diese Untervertretung in den letzten Jahren noch zu- und der Anteil ausländischer Kinder und Jugendlicher an den Sekundarschulen und Gymnasien im Kanton Zürich abgenommen hat. Die Gründe dafür werden in verschiedenen Studien beim

familiären Umfeld und der Herkunft des Kindes einerseits und bei der Schule andererseits gesucht.

Viele Untersuchungen weisen darauf hin, dass der Schulerfolg oder -misserfolg von Kindern und Jugendlichen aus Immigrantenfamilien nicht eigentlich durch die kulturellen Unterschiede bestimmt wird, sondern weit stärker durch die soziale Schicht, aus der sie kommen. Die meisten Migrantenkinder kommen aus einer tiefen Schicht, und die soziale Lage der Migration wirkt sich noch verschärfend aus. Hauptfaktoren auf dieser Ebene sind also die Lebensbedingungen der Kinder, die Lernanregungen, die sie erhalten, der Bildungshintergrund der Eltern. Dass der kulturelle Faktor keine entscheidende Rolle spielt, sieht man auch daran, dass Oberschichtkinder aus anderen Kulturen in der Regel keine besonderen Schulprobleme haben. Die Zweisprachigkeit an sich verhindert den

Schulerfolg ebenfalls nicht grundsätzlich.

Die Frage, welchen Einfluss die Schule auf den Schulerfolg dieser Kinder haben kann, ist weit weniger gut untersucht. Welchen Spielraum hat die Schule, auf die zum Teil schlechteren Voraussetzungen der Schulkinder aus Immigrantenfamilien zu reagieren und diese optimal zu fördern? Es gibt begründete Hypothesen, dass die Schule mit angepassten integrativen Konzepten die vorhandenen Defizite besser ausgleichen und die Unterschicht- und Migrantenkinder zu besserem Lernerfolg führen kann. Dass die Kinder vor allem aus den unteren Schichten dort «abholt werden», wo sie stehen, funktioniert nach wie vor nicht ideal. Das heisst: die Schule kann in diesem Bereich noch bessere Arbeit leisten. Anders gesagt: sie ist mitbeteiligt am aktuellen schlechteren Schulerfolg dieser Kinder.

*Aber warum sind denn die schulischen Voraussetzungen für ausländische Kinder und Jugendliche in den letzten Jahren noch schlechter geworden?*

Da spielen wahrscheinlich verschiedene Gründe mit. In den letzten Jahren hatten wir eine starke Zuwanderung, und die Kinder, die im Verlauf der Schulzeit in die Schweiz kommen, haben zusätzliche Schwierigkeiten. Die Selektivität in der Schule hat in dieser Zeit nicht abgenommen: Unter den schweizerischen Kindern besteht ein Trend in die anforderungshöheren Schultypen, die anforderungstieferen Klassen werden vermehrt mit Migrantenkindern gefüllt. Die Aufnahmekriterien sind dieselben geblieben. Das sprachliche Kriterium spielt nach wie vor eine sehr wichtige Rolle.

*Wo liegen die spezifischen Schwierigkeiten bei der Schulung fremdsprachiger Kinder einerseits und von multikulturellen Schulklassen andererseits?*

Ich bin froh, dass Sie beide Seiten ansprechen. Wenn man von multikultureller

Markus Truniger in seinem Büro.





«Der Glaube, die Migrantenkinder könnten in zwei, drei Jahren soweit gebracht werden, dass die Schule nachher weiterfunktionieren kann wie bisher, hat sich als Irrtum erwiesen.»

Bildung spricht, dann betrifft das nicht nur die Migrantenkinder, sondern alle. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, und das schliesst an das vorher Gesagte an, dass viele dieser Kinder in der frühen Kindheit wenige – oder schulmässig nicht genutzte – Lernanregungen aus ihren Familien erhalten haben. Sie müssen zum Beispiel eine zweite Sprache lernen, was im Sprachunterricht einen anderen Ansatz und zum Teil andere Methoden erfordert. Die Kinder müssen die neuen kulturellen Codes erlernen. Das sind Prozesse, die eine bestimmte Zeit erfordern. Man rechnet beispielsweise mit fünf, sechs Jahren, bis ein fremdsprachiges Kind dieselbe Kompetenz erreicht wie ein muttersprachliches Kind.

Durch die Art, wie die Schule mit diesen unterschiedlichen Voraussetzungen umgeht, erreichen zu wenig Kinder durchschnittliche oder gute Qualifikationen. Das ist im Moment unsere Hauptsorge. Es ist nicht nur für die Kinder selbst problematisch, sondern auch für unseren Arbeitsmarkt und unser Gemeinwesen. Gerade in einer Stadt wie Zürich, wo über 40% aller Schulkinder aus Migrantenfamilien stammen, ist ein gewichtiger Bevölkerungsteil davon betroffen.

### Das Multikulturelle als Lernanlass

Welche Bedeutung hat die multikulturelle Durchmischung für das Gesamte der Schulklassen, welchen Einfluss übt sie auf das Lernen aller Kinder aus? Grundsätzlich ist Multikulturalität ein positiver Lernanlass. Alle reden heute von Globalisierung – die multikulturelle Schulklasse kann Anlass sein, im Kleinen zu lernen, dass die Menschen nicht alle genau gleich sind, dass es nicht eine Art von Weltansicht gibt und dass man trotzdem gute Wege finden kann, zusammen zu leben, sich zu verständigen und zu arbeiten. Wenn Kinder «interkulturelle Kompetenz» früh im Alltag erlernen, ist das bestimmt von Vorteil. Dies geschieht nicht gleichsam automatisch, sondern muss von der Lehrerschaft gefördert werden. Werden sie von Erwachsenen entsprechend beeinflusst, sind auch Kinder nicht davor gefeit, Fremdenfeindlichkeit und rassistisches Verhalten an den Tag zu legen.

Eltern geben sich mit Recht nicht damit zufrieden, dass man ihnen sagt, multikulturelle Klassen seien gut fürs soziale Lernen. Die Klassen dürfen bezüglich dem Lernen oder der Lernleistung nicht schlechter abschneiden. Diese Gefahr besteht überall dort, wo schwierige soziale Bedingungen im Hintergrund stehen. Es ist wichtig, dass auch die Begabteren und die Schnelleren nach ihren Möglichkeiten gefördert werden. Förderung sollte für die schwächeren und besseren Schülerinnen und Schüler gewährleistet werden.

*Welche Massnahmen werden in dieser Hinsicht getroffen? Welche Angebote und pädagogische Konzepte gibt es?*

Der Leitgedanke ist die Integration und die gemeinsame Schule. Wir wollen eine gemeinsame Schule für alle – egal, aus welcher Schicht sie kommen, welcher Religion sie angehören und welche Herkunft sie haben. Grundsätzlich sollen alle die gleichen Rechte und die gleichen Pflichten haben. Integration heisst, dass im Prinzip alle Kinder in der Regelklasse zusammen unterrichtet werden.

Nun gibt es aber Ausnahmesituationen wie jene der Neuimmigranten. Die Schule hat erkannt, dass die Integration dieser Kinder einer speziellen Förderung bedarf, und entsprechende Leistungen erbracht. In der ganzen Schweiz gibt es eine grosse Zahl von Angeboten wie Spezialklassen für Neueingewanderte oder den Deutschunterricht für Fremdsprachige.

Eine weitere Reaktion auf die Einwanderung betrifft die Lehrerbildung. Die Menschen, die mit den Migrantenkidern arbeiten, sollen entsprechend qualifiziert sein. Die Lehrerbildung im Kanton Zürich ist hier relativ fortgeschritten und bietet unter anderem verschiedene Projekte sprachdidaktischer und auch persönlichkeitsbildender Art an, welche die zukünftigen LehrerInnen mit den Lebensbedingungen der Migrantinnen und Migranten aus den verschiedenen Ländern vertraut machen sollen. Die Wirkung der Lehrerbildung ist eine langfristige und weniger geeignet für eine schnelle Problemlösung. Aber es braucht sie unbedingt. Auch in der Lehrerfortbildung existieren entsprechende Angebote, allerdings auf freiwilliger Basis.

Wir arbeiten momentan an einem dritten Ansatz, der sich aus der Erkenntnis heraus entwickelt, dass Zusatzmassnahmen allein sowohl für den Schulerfolg als auch das interkulturelle Lernen nicht ausreichen, und der darin besteht, dass wir nach neuen Konzepten für die Regelklassen und die Schule als Ganzes suchen. Das kann mehr und systematischere Sprachförderung heissen und besser koordinierte zusätzliche Fördermassnahmen. Zudem müsste die Förderung der Kinder schon im Kindergarten oder in der Spielgruppe beginnen und die Zusammenarbeit mit den Eltern verbessert werden.

### Broschüren der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich zur Schulung fremdsprachiger Kinder und zur interkulturellen Pädagogik:



- «Empfehlungen zur Schulung der fremdsprachigen Kinder und zur interkulturellen Pädagogik». Broschüre des Erziehungsrates des Kantons Zürich.
- «Schulstatistik». Bulletin der Erziehungs-

direktion, November 1995, Ausgabe 3. Zwischen 1986 und 1994 erhöhte sich der Ausländeranteil in den Bildungseinrichtungen des Kantons Zürich von 17 auf 21 Prozent. In diesem Bulletin finden Sie die genauen Zahlen, die Entwicklung der Schülerbestände nach Herkunftsländern etc.

- «Interkulturelle Pädagogik: Begründungen, Zielsetzungen, Inhalte sowie Stand und Perspektiven im Kanton Zürich» von Markus Truniger. Auszug aus dem «Schulblatt des Kantons Zürich» Nr. 5, Mai 1992.

- «Qualität in multikulturellen Schulen». Ein Projekt der Pädagogischen Abteilung der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, in Zusammenarbeit mit dem Institut für Sonderpädagogik der Universität Zürich. Projektbeschreibung.

Die Broschüren sind erhältlich bei: Pädagogische Abteilung der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, Sektor Interkulturelle Pädagogik, Walchestr. 21, 8090 Zürich, Tel. 01/259 53 61, Fax 01/259 51 19.

Modelle existieren, es gibt Erfahrungen aus anderen Ländern, und einzelne Schulen arbeiten auch in der Schweiz bereits in diese Richtung – die Lösungsrichtungen zeichnen sich also ab. Voraussetzung aber ist, dass die ganze Schule auf Lösungen einsteigt, und da muss ein Umdenken stattfinden, eine Umstellung des gesamten Schulkonzepts. Der Glaube, die Migrantenkinder könnten in zwei, drei Jahren soweit gebracht werden, dass die Schule nachher weiterfunktionieren kann wie bisher, hat sich als Irrtum erwiesen: die Schule muss sich auf die neue «Kundschaft», um einen modischen Ausdruck zu brauchen, einstellen. Die Entwicklung dieses Ansatzes wird uns in den nächsten Jahren weiterbeschäftigen, vor allem in den städtischen Schulen.



## Perspektiven schaffen als Voraussetzung der Integration

*In einem Papier schreibt die Eidgenössische Ausländerkommission: «Grössere Bildungstätigkeit zugunsten der ausländischen Bevölkerung muss Bestandteil der schweizerischen Ausländerpolitik sein. ... Der Schulerfolg für Kinder, die Berufswahlchancen für Jugendliche und eine befriedigende Erwerbstätigkeit für Erwachsene sind Kernpunkte zur Stärkung des Integrationswillens der AusländerInnen. Eine gut strukturierte und gezielte Ausländerbildung dient dem einzelnen Menschen, der Gesellschaft und der Wirtschaft.»*

Problematisch an diesem Zitat finde ich den Begriff «Ausländerbildung». Wir brauchen eine Bildung für alle. Wie gesagt: In der Stadt Zürich ist fast die Hälfte der jugendlichen Bevölkerung ausländischer Herkunft, für die es keine spezielle «Ausländerbildung» braucht, sondern Schulen, die sich darauf einstellen können, dass neben den schweizerischen Kindern in den Klassen solche von alteingesessenen AusländerInnen und von NeuimmigrantInnen sitzen. Einzelne «ausländerspezifische» Fördermassnahmen sind zwar auch nötig, aber die Hauptsache ist, dass die Migrantenkinder und -jugendlichen in das Gesamtsystem Schule integriert werden. Das gilt auch für die Berufsbildung. Was vor allem fehlt, sind reguläre Lehrstellen, LehrmeisterInnen, die bereit sind, auch mit jemandem zu arbeiten, der vielleicht etwas weniger gut deutsch kann. Es braucht zwar einzelne Massnahmen, die Übergänge ermöglichen. Aber es braucht vor allem Eingänge; Übergänge, die nirgendwo hinführen, nützen wenig. Überspitzt gesagt: Spezialprogramme sind teuer und ineffizient.

*Das ist ja ein Gefühl, das viele Jugendliche – übrigens auch schweizerische – haben: Vor geschlossenen Türen zu stehen.*

Was sich jetzt in der Stadt Zürich zuerst und am extremsten zeigt, dass nämlich ein paar hundert Jugendliche – vor allem ausländischer Herkunft – keine Lehrstelle finden, ist heute das Hauptproblem der Integration. Wenn sie nicht mehr in die Berufsbildung und in die Erwerbstätigkeit hineinkommen und zum Teil arbeitslos werden, geht der Prozess der Integration nach der Schule nicht weiter, oder sie fallen wieder aus ihm heraus.

Die Schule wird ja in diesem Zusammenhang oft gelobt. Es wird anerkannt, dass die Schule viel für die Integration tut. Aber die Schule ist darauf angewiesen, dass die Integration auch in der Gesellschaft geschieht über berufliche Integration oder Integration beim Wohnen. Allein kann sie diesen Anspruch nicht erfüllen.

## «Interkulturelle Erziehung»

*Stichwort «interkulturelle Erziehung». Was ist darunter eigentlich zu verstehen?*

Interkulturelle Erziehung will Kompetenzen fördern, die ein heutiger Mensch in der Schweiz, wo Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenleben und das alltägliche Handeln und Verhalten immer mehr durch weltweite Vernetzung geprägt ist, zunehmend benötigt. Man zählt diese Kompetenz heute zu den sogenannten Schlüsselkompetenzen.

Interkulturelle Erziehung beinhaltet die Fähigkeit, sich untereinander zu verständigen und zu merken, was der andere meint oder möchte oder wie er die Dinge sieht – und nicht davon auszugehen, dass die Art, wie man selber denkt, für alle gilt.

Natürlich gehört die Mehrsprachigkeit zum Interkulturellen. Zweisprachigkeit ist nützlich und deshalb ein Wert, der weitergehalten werden soll.

Es gehört aber auch die Fähigkeit dazu, mit bestehenden Unterschieden leben zu können. Die interkulturelle Erziehung strebt nicht eine künstliche Harmonie an, sondern möchte die Konfliktfähigkeit fördern und Auseinandersetzungen ermöglichen, ohne sich aus dem Weg zu gehen oder sich zu hasen. Sich einfühlen, Kompromisse machen, auf Gewalt verzichten zu können – solche Fähigkeiten, wie man sie auch sonst im menschlichen Umgang braucht, sind Teil interkultureller Kompetenz. Interkulturelles Lernen in der Schule beinhaltet auch, dass man sich gegenseitig besser kennenlernt. Ebenso wichtig ist es aber, gemeinsame Spielregeln zu kennen. Es geht also nicht darum, die Kinder mit einem möglichst komplizierten Puzzle von verschiedenen Kulturen zu konfrontieren, sondern weit mehr um eine erweiterte Form der Kommunikationsfähigkeit.

*Sie sprechen von den Zielen der interkulturellen Erziehung. Wie kann der einzelne Lehrer, die einzelne Lehrerin diese nun aber konkret im Unterricht umsetzen?*

Die Umsetzungsmöglichkeiten sind enorm vielfältig und beschränken sich nicht darauf, Lieder aus anderen Kulturen zu singen oder fremdländisch zu kochen. Viel wichtiger ist, dass anhand eines gegebenen Unterrichtsthemas die Vielfalt der Lebensformen sichtbar gemacht und die Achtung vor diesen Lebensformen vermittelt wird. In der Heimatkunde wird dann zum Beispiel eben nicht nur der Ort im Kanton Zürich oder im Kanton Uri als Heimat vorgestellt, sondern auch das Dorf des süditalienischen oder türkischen Kindes in der Klasse. Im Geschichtsunterricht können die behandelten Ereignisse aus den verschiedenen Perspektiven der beteiligten Gruppen oder Völker dargestellt werden. Die Vielfalt der Lebensweisen und Kulturen sollte sich aber auch in den verwendeten Lehrmitteln und Unterrichtsmaterialien spiegeln. Zur inter-

kulturellen Erziehung gehört auch, dass der Zusatzunterricht in heimatlicher Sprache und Kultur für Migrantenkinder einen festen Platz in unseren Schulen hat und die Regelschule die Zusammenarbeit mit diesen italienischen, albanischen, türkischen usw. Kursen pflegt.

## Klare Spielregeln für die Schule

*Ein ganz interessanter Unterrichtsstoff könnte zum Beispiel die unterschiedliche Bedeutung und Funktion der Familie in den verschiedenen Kulturen sein. Hier zeigt sich dann wohl aber auch eine gewisse Unvereinbarkeit der gelebten Normen und Werte, zum Beispiel was das Rollenverhalten von Mann und Frau betrifft. Wie geht die interkulturelle Erziehung damit um?*

Soziakundliche Themen sind sicher ein privilegiertes Feld des interkulturellen Lernens. Im von Ihnen erwähnten Fall müsste man meiner Meinung nach im Unterricht von der geschichtlichen Entwicklung und der Dynamik und Vielfalt ausgehen, denen die Vorstellungen von Familie und Geschlechterrollen unterworfen sind. Die Lehrerin oder der Lehrer könnte den Kindern zum Beispiel zeigen, dass das Geschlechterverhältnis auch bei uns noch nicht so lange und nicht überall ein gleichberechtigtes ist, dass die Entwicklung aber in diese Richtung geht.

Beim Aufzeigen der Vielfalt der verschiedenen Vorstellungen geht es zunächst einmal nicht darum, diese zu werten. Ein anderer Fall liegt dann vor, wenn es um das Verhalten der Schülerinnen und Schüler in der Schule geht. Hier soll die Schule eine klare Haltung vertreten. Es ist nicht die Aufgabe der Schule, in die Familien hineinzureden, aber auf dem Gebiet der Schule gilt beispielsweise die Gleichberechtigung von Knaben und Mädchen. Es muss deutlich gemacht werden, dass in der Schule die Knaben keine Privilegien gegenüber den Mädchen haben und der Bruder der Schwester keine Befehle zu erteilen hat. Im öffentlichen Raum der Schule gilt in diesem Wertkonflikt, was die schweizerische Gesellschaft für richtig hält. Das betrifft so grundsätzliche Haltungen wie Gewaltver-

*«Die interkulturelle Erziehung strebt nicht eine künstliche Harmonie an, sondern möchte die Konfliktfähigkeit fördern und Auseinandersetzungen ermöglichen.»*



zucht, demokratische Verfahren, die Gleichberechtigung der Geschlechter, aber auch die Achtung vor den Minderheiten. Die Forderung nach dem Einhalten der «Spielregeln» richtet sich oft einseitig an die Migrantenkinder. Umgekehrt sollte aber ebenso klar gelten, dass rassistische Beleidigungen und Ausgrenzungen in der Schule nicht geduldet werden.

In Fragen des Stils oder der Kleidung, ich denke an die umstrittene Kopftuchfrage, sollte sich die Schule zurückhalten. Das gehört meiner Ansicht nach in den Privatbereich, und es gibt in der Schweiz ja auch keine Einheitsmeinung, wie man sich kleiden soll.

*Es kann aber doch eine der Schwierigkeiten von Kindern und Jugendlichen aus anderen Kulturen sein, dass sie einerseits in der Schule und zum Teil auch in der Freizeit in einer pluralistisch orientierten Gesellschaft leben, andererseits im Elterhaus aber mit sehr traditionellen Einstellungen konfrontiert sind.*

Dieses Spannungsverhältnis kann man den Jugendlichen nicht abnehmen. Die Schule kann höchstens einen Beitrag leisten, dass sie besser damit umgehen können. Es ist sicher nicht die Aufgabe der Schule, die Eltern zu erziehen. Wenn die Jugendlichen befähigt werden, klar zu sehen und zu akzeptieren, dass es die Verschiedenheiten eben gibt, ist schon viel erreicht. Viele können recht gut zwischen den Lebenswelten «switchen» – das ist auch eine Kompetenz. Es besteht die Gefahr, dass sie innerlich zerrissen werden oder die Eltern derart mit «schweizerischen» Verhaltensmustern ärgern, dass Konflikte eskalieren. Auf der anderen Seite beherrschen sie den schweizerischen «Verhaltenscode» manchmal noch nicht richtig und bekommen deswegen beispielsweise eine Lehrstelle nicht. Man muss damit rechnen, dass Integration immer ein Zwei- oder Dreigenerationenprozess ist und die Angleichung von kulturellen Mustern nicht von heute auf morgen geht.

*Die Fremdenfeindlichkeit wirkt integrationshemmend, weil den Kindern und Jugendlichen schliesslich gar nichts mehr übrigbleibt, als sich an den traditionellen Werten der Herkunftskultur zu orientieren, wenn sie sich ein wenig Selbstwertgefühl und Halt erhalten wollen...*

Das ist eine mögliche Strategie. Gerade weil heute unter Jugendlichen viel Verunsicherung herrscht und all diese Verschiedenheiten bestehen, müssen die Schulen in solchen Fragen eine klare Haltung einnehmen und eine Art Schulhausetik oder ein Leitbild mit klaren Spielregeln entwickeln. Die Lehrerschaft sollte zudem einheitlich auftreten. Die Schulhausteams sollen Grenzen in diesen Fragen herausarbeiten und festlegen, was nicht toleriert und welches Verhalten an der Schule erwartet wird. Diese Transparenz ist für die Kinder und Jugendlichen sehr wichtig.

## Politische Forderungen

*Welche politischen Forderungen ergeben sich für Sie aus ihren Erfahrungen mit der Ausländerpädagogik?*

Die Kinder und Jugendlichen, die bei uns die Schule durchlaufen, sollten die Chance haben, wirklich gleichberechtigte Mitglieder der schweizerischen Gesellschaft zu werden, das heisst auch, sich einzubürgern. Auch wenn die erleichterte Einbürgerung von jungen Ausländerinnen und Ausländern in der Volksabstimmung gescheitert ist, sollte man diesen Weg nicht aufgeben. Wir sind darauf angewiesen, dass diese Jugendlichen in unserem Gemeinwesen mitmachen, und es ist sehr zum Schaden der Gesellschaft, wenn es uns nicht gelingt, sie

auf allen Gebieten zu integrieren. Das betrifft vor allem auch ihre Chancen auf dem Berufsbildungsmarkt. Diese müssen unbedingt, allenfalls mit Anreizen für Betriebe, die Lehrlinge ausbilden, verbessert werden. Nur auf der Informations- und Beratungsebene kann Integration nicht erreicht werden, sondern es müssen gewisse strukturelle Bedingungen erfüllt sein. Dabei stehen für mich zwei Hauptgebiete im Vordergrund – die politische Partizipationsfrage und die Frage der Berufsbildung, der Lehrstellen. Integration ist ein grösseres Konzept als die Integration der «Ausländer». Die Grundfrage lautet: Wie schafft es eine Gesellschaft, all die bestehenden Unterschiede mit einem ausreichenden Zusammenhalt unter ein Dach zu bringen?

(Anzeige)

## Das PsychologoPhon 01-980 47 57

*Die Informationsstelle des Berufsverbandes  
für Angewandte Psychologie*

Brauchen Sie die Auskunft von Fachleuten der Psychologie, wissen aber nicht, wo sich hinfwenden?

Oder möchten Sie mehr wissen über psychologische Beratung, Psychotherapie und Ausbildung? Dann wenden Sie sich an unser PsychologoPhon. Wir helfen Ihnen mit neutraler Information.

# SBAP

Das PsychologoPhon ist eine Gratis-Dienstleistung des Schweizerischen Berufsverbandes für Angewandte Psychologie SBAP (seit 1952), Winkelweg 3, 8127 Forch.